

Patrizia Zannini

Meine Schwester,
die Hummelkönigin

A black silhouette of a bumblebee is positioned in the upper right corner of the title area, appearing to fly towards the left. It has two large wings and a segmented body.

Roman

KNAUR*

Es handelt sich bei dieser Ausgabe um eine überarbeitete Fassung von
»Meine Schwester, die Hummelkönigin«,
erschienen im Knauer eBook 2014.

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und
Sie auf der Suche sind nach ähnlichen Büchern,
schreiben Sie uns unter Angabe des Titels
»Meine Schwester, die Hummelkönigin« an:
frauen@droemer-knauer.de

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.knauer.de*



Vollständige überarbeitete Taschenbuchausgabe Juli 2016
Knauer Taschenbuch
© 2016 Knauer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Daniela Röhl
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: FinePic®, München
Illustration im Innenteil: Shutterstock/Eva Mask
Satz und Gestaltung: Nina Stein
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51900-4

2 4 5 3 1

*Für meine wunderbaren Eltern,
Resitta und Argentino, die gesagt haben,
dass ich in meinem Leben erreichen kann,
was immer ich möchte.*

*Den einzigen Bären in der Geschichte
widme ich John Irving, der mit seinen Büchern
meine Liebe zu Maine geweckt hat.*



Diese Geschichte ist frei erfunden.

Der kleine Ort Bear Isle ist fiktiv und hat dennoch ein Vorbild – eine kleine Stadt irgendwo an der Küste von Maine, wo die Menschen wortkarg sind und hauptsächlich vom Hummerfischen leben.

Auch Emma und ihre Schwester Ally sind frei erfunden, trotzdem hat mich eine Emma dazu inspiriert, diese Geschichte zu schreiben. Sie kam auf mich zu und zeigte mir ein Buch. Es war ein Buch über Hummeln.

Emma ist ein besonderes, wundervolles Mädchen, an das ich mich oft erinnere.



Prolog

Es war ein sonderbarer Anblick. Ungläubig starrte ich durchs Küchenfenster nach draußen in den Garten.

Ein Schwarm Hummeln umschwirrte Emmas schmalen Körper. Einige der Tiere hatten sich auf ihre Arme und ausgestreckten Hände gesetzt, wo sie verharrten.

Die Arme zum Himmel erhoben, drehte sich Emma langsam im Kreis. Noch mehr Hummeln ließen sich auf ihrer nackten Haut nieder.

»Beruhige dich«, sagte ich leise zu mir selbst.

Unter größter Anstrengung ging ich durch die Hintertür hinaus in den kleinen Garten, der in voller Blüte stand, zwang mich, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

»Emma, ist alles in Ordnung?«, fragte ich leise, um die Hum-

meln nicht zu erschrecken, um Emma nicht zu erschrecken.
Aber sie schien mich nicht zu bemerken.

Der Anblick war atemberaubend. Angst stieg in mir hoch.

»Emma!«, rief ich nun spitz, es klang fast wie ein Vorwurf.

Sie sah zu mir herüber und lachte mich an.

Dann ließ sie die Arme sinken, und wie auf ein stummes Kommando hin flogen die Hummeln davon.

»Ally«, sagte sie, als sie langsam auf mich zukam, lachte und laut rülpste.

Das ist Emma, meine Schwester.



1.

Ankunft und Abschied

Nur eine einzige Straße führte nach Bear Isle, die wie eine Brücke die Halbinsel mit dem Festland verband. Daher war Bear Isle, obwohl sie das Wort im Namen trug, keine richtige Insel und trotzdem beinahe gänzlich von Wasser umgeben. Auf beiden Seiten säumte ein schmaler Streifen Wald die holprige Straße, ähnlich einer Allee, dicht bewachsen mit den für die Gegend typischen *Weymouth*-Kiefern, die aufgrund ihres hellen Holzes *White Pines* genannt wurden und hier seit vielen Jahrhunderten wuchsen. *Baum des Friedens* wurde diese Kiefer von den Indianern genannt, die früher im Winter die innere Rinde des Baumes aßen und eine Art Tee aus den langen grünblauen Nadeln brauten. Aus den altgewachsenen Stämmen fertigten sie ihre Einbäume.

Ruckartig riss ich das Lenkrad herum, aber es war zu spät. Mit

einem blechernen Geräusch fuhr ich durch eines der zahllosen Schlaglöcher, mit denen die Straße gespickt war. Sofort nahm ich den Fuß vom Gas. Ein Unfall wäre das Letzte, was ich noch brauchte. Ich öffnete das Seitenfenster, und ein würziger, erfrischender Geruch drang ins Wageninnere.

Weihnachten kam mir in den Sinn. Eine Erinnerung, die durch den harzigen Duft an die Oberfläche stieg, und mit ihr auch das Bild der geschmückten Kiefer, die jedes Jahr im Wohnzimmer vor dem Kamin stand. Darunter die bunt eingepackten Geschenke.

Wie hatte ich nur vergessen können, wie gut es hier roch?

Hinter dem Kiefernwald lagen die schroffen, steil abfallenden Felsen, die ins Meer ragten und ebenso wie die Kiefern das Bild dieser Landschaft prägten.

Den beliebten Sandstrand fand man allerdings erst, wenn man weiterfuhr und die dunkle Allee weit hinter sich gelassen hatte. Auf ihn stieß man nur, wenn man fest daran glaubte, dass dort tatsächlich noch etwas anderes kommen könnte als Wald und Wildnis.

Hierher kamen früher die Indianer in den Sommermonaten, wenn sie zum Fischen und Jagen unterwegs waren, bis man sie nach und nach Richtung Westen gedrängt hatte und sie schließlich ganz aus der Gegend verschwunden waren. Auch hatten damals zahllose Bären auf der Halbinsel gelebt, denen sie ihren Namen verdankte. Heute gab es hier nur noch wenige von ihnen.

Die Einwohner von Bear Isle waren einfache Menschen, die hauptsächlich vom Hummerfang lebten und von den Blaubeeren, die hier wild wuchsen. Blaubeeren begegnete man auf der Halbinsel überall: in den Läden in Form von Muffins, Gelee und Säften oder gedruckt auf Schürzen, Tassen und Postkarten. Als ich endlich das Ortsschild sah, war es halb vom dichten

Blattwerk des unbändig wachsenden Efeus überwuchert, so dass nur das Wort *Isle* zu lesen war.

Schon als Kind empfand ich es als beklemmend, dass ich beinahe nur von Wasser umgeben war. Die Vorstellung, dass es nur diese eine Straße gab, die mich hier rausbrachte, wenn ich fliehen musste, ließ mich an eine Maus denken, die in der Falle saß. Dabei gab es nichts, weshalb wir Bear Isle hätten fluchtartig verlassen müssen. Selbst Tornados, die hier ab und zu im Sommer an die Küste kamen, hatten die Halbinsel nie erreicht. Und dennoch war ich irgendwann geflohen.

* * *

Es war ein Drama gewesen, das Auto am Flughafen zu mieten. Sie hätten meine Reservierung nicht erhalten, hatte die Frau am Schalter gemeint. Dabei war ich mir sicher, genau mit dieser Dame vor wenigen Stunden gesprochen zu haben, die mich nun an der Rezeption des Autovermieters fragte, ob ich tatsächlich angerufen hätte, und ganz offensichtlich versuchte, mich loszuwerden.

Ich bin schnell gereizt. Eine unschöne Eigenschaft, die ich nicht immer kontrollieren kann. Heute musste ich nett sein, ich brauchte dringend einen Wagen. Trotzdem konnte ich einen unfreundlichen Ton in meiner Stimme nicht ganz vermeiden und fragte die korpulente Dame hinter dem hölzernen Tresen, der gerade so hoch war, dass es aussah, als hätte sie ihre üppigen Brüste darauf abgelegt: »Sie haben also da draußen keinen einzigen Wagen stehen?« Dabei zeigte ich mit dem Finger durch die große Scheibe dorthin, wo aneinandergereiht zahllose frisch polierte Wagen standen, in allen Kategorien von Economy bis hin zur Luxusklasse. Ich hätte jeden Wagen genommen und fragte sie spitz: »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein?«

Im selben Augenblick wurde mir klar, dass ich einen Fehler machte, wenn ich mich nicht bremste. Ich versuchte es anders. »Meine Mutter ist gestorben. Ich muss dringend weiter nach Bear Isle.« Wider Erwarten lief mir eine einzelne Träne über die Wange. Es auszusprechen war etwas anderes, als es still in mir zu tragen. Wenn ich es in Worte fasste, schien es mir erst bewusst zu werden, schien ich es greifen zu können.

Die dicke Frau hievte ihre Brüste vom Tresen und wandte sich ihrem Computer zu. Mit ihren unnatürlich langen, an der Spitze mit glitzerndem Lack manikürten Nägeln, tippte sie einzelne Buchstaben und Zahlen ein, die für mich keinen Sinn ergaben. Das klackernde Geräusch war nervtötend. Über den Rand ihrer schmalen Brille hinweg warf sie mir einen prüfenden Blick zu, blähte ihre Nasenflügel auf und schien in den Weiten ihres Computers einen Wagen für mich zu suchen. Schließlich wurde sie fündig, und ich mietete ihn für zweieinhalb Wochen. Länger konnte und wollte ich nicht auf Bear Isle bleiben.

Erleichtert setzte ich mich kurz darauf hinters Steuer und fuhr los. Der Wagen roch neu, obwohl der Meilenstand das Gegenteil bewies. Schon immer hatte ich die Vermutung, dass Autovermietungen ein Spray mit der Duftnote »Neues Auto« benutzten. Eine Mischung aus Leder- und Plastikaromen, um dem Fahrer vorzugaukeln, er hätte einen funkelnagelneuen Wagen gemietet. Die Uhr am Armaturenbrett zeigte, dass es bereits nach Mitternacht war, und augenblicklich überkam mich eine überwältigende Müdigkeit. Seit den frühen Morgenstunden war ich unterwegs. Gleich nachdem mir der Bote den Briefumschlag mit dem grün aufgedruckten T überreicht hatte, war ich ohne Unterlass in Hektik. Ein Telegramm. Wer schickte heute noch ein Telegramm, hatte ich mich gefragt, während ich die wenigen Worte las, die mir gleichzeitig den Atem raubten.

Gleich darauf hatte ich das Nötigste in meinen Koffer gepackt und war zum Flughafen geeilt, um den nächsten Flug nach Boston zu bekommen. Nun hatte diese Frau mich eine weitere Stunde Zeit gekostet. Mein Nacken schmerzte, und ich beschloss, heute nicht mehr die zweihundertfünfzig Meilen nach Bear Isle zu fahren.

In großen, rot blinkenden Lettern machte ein kleines Motel auf sich aufmerksam: *Peabody's Inn*. Ich nahm die Ausfahrt, parkte den Wagen vor der Rezeption und ließ mich kurze Zeit später in Unterhose und T-Shirt auf das harte Bett fallen. Das Essen, das ich im Flugzeug zu mir genommen hatte, rumorte in meinem Magen. Unruhig stand ich abermals auf und ging das Zimmer ab, in dem es viel zu warm war. Vor dem Fenster blieb ich stehen und schaute hinaus. Nur wenige Autos standen auf dem Parkplatz vor dem Hotel. Vorsorglich vergewisserte ich mich, ob ich die Tür verriegelt hatte, und zog die Vorhänge zu. Nun war es stockfinster, und ich hoffte, gleich einschlafen zu können. Aber ich täuschte mich. Kurz war ich versucht, doch weiterzufahren. Aber das war keine gute Idee. Heute würde ich es auf keinen Fall mehr nach Bear Isle schaffen. Nach kurzer Zeit knipste ich die Nachttischlampe wieder an, deren Licht das kleine Zimmer in ein schauriges Gelb tauchte, und zog die Decke bis unters Kinn. Ich hatte schon immer Angst vor Dunkelheit und engen Räumen. Hätte ich mir wenigstens noch eine Flasche Rotwein besorgt. Während ich verzweifelt zu schlafen versuchte, dachte ich an meine Kindheit, an meine Mutter und an meine Schwester, die die Dunkelheit mochte. Ich hatte keine Erinnerung daran, wann mir zum ersten Mal bewusst wurde, dass Emma anders war. Emma, meine große Schwester. Wenn wir abends in unseren Zimmern im Bett lagen und bereit für das abendliche Gebet waren, kam Mutter in unsere Zimmer. Emma bekam immer den ersten Gutenachtkuss, dann erst war

ich an der Reihe. Stets mit dem gleichen Ritual. Mutter malte mit dem Zeigefinger ein kleines Kreuz über meine Stirn, dann hauchte sie mir einen Kuss auf die Nasenspitze. »Gute Nacht, Ally«, flüsterte sie stets, dann schloss sie den Rollladen, bis alles im Dunkeln lag. Aber Emma bekam nicht nur den ersten Kuss. Jeden Abend, wenn Mutter mein Zimmer verließ, hörte ich, wie Emma sie laut rief. Dann ging sie ein weiteres Mal über den Flur in Emmas Zimmer, und ich hörte sie flüstern. Ich hatte nie verstanden, was sie Emma sagte, bestimmt aber gab sie ihr einen weiteren Kuss. Ein einziges Mal nur hatte auch ich sie erneut gerufen, mit dem Ergebnis, dass Emma sie abermals rief. Es wäre wohl endlos so weitergegangen, und es hatte mir keine Befriedigung gebracht.

Besser war es, solange Emma und ich noch gemeinsam in einem Zimmer schliefen. Dann lauschte ich, nachdem Mutter das Zimmer verlassen hatte, den tiefen Atemzügen meiner Schwester, die ich zählte, bis ich selbst eingeschlafen war. Bis zu dem Tag, an dem ich unser gemeinsames Zimmer verlassen musste und mein eigenes bekam. Und obwohl es nur quer über den Flur lag, fühlte ich mich plötzlich alleine mit all meinen Ängsten. Ich wurde nicht gefragt, welches Zimmer mir lieber war. Es war klar gewesen, dass ich diejenige war, die das neue Zimmer bekam. Ich wurde nie gefragt. Immer nur sagte Mutter: »Du verstehst das doch, Ally.« Bei allem immer diese Worte: »Du verstehst das doch.« Dabei war ich doch selbst noch ein Kind. Seit diesem Tag schlich ich mich regelmäßig, wenn ich nachts in der Dunkelheit Angst hatte, hinüber in Emmas Zimmer.

»Emma, bist du wach?«, flüsterte ich in die Dunkelheit, und Emma antwortete in ihrer schroffen Art: »Ja, ich bin jetzt wach.«

»Ich habe Angst, darf ich bei dir schlafen?«, fragte ich sie, ob-

wohl ich wusste, dass sie meine Angst vor der Dunkelheit nicht verstand. Dennoch machte sie mir Platz und ich kroch unter ihre Decke. Dann spürte ich, wie sie von mir wegrutschte, damit ich sie nicht berühren konnte.

Wie sehr hatte ich mir in all den Jahren eine Schwester gewünscht, mit der ich über alles hätte sprechen können. Geschwister stritten und versöhnten sich. Unsere Verbindung aber hatte nichts von alledem. Nur diese Nähe in den wenigen Nächten war das, was ich mir von meiner Schwester holte, auf die ich immerzu Rücksicht nehmen musste, und dann fühlte ich mich in ihrer Nähe geborgen und beschützt. Mir fiel ein, dass Emma gut roch und ich deswegen meine Nase, so weit sie es zuließ, in ihre Haare presste, um ihren unbeschreiblichen Duft einzusatmen. Dann begann ich ihre Atemzüge zu zählen, bis ich endlich einschlafen konnte.

»Du verstehst das doch«, wiederholte ich jetzt leise vor mich hin und schloss meine brennenden Augen. Ich hatte es nicht verstanden. Wie hätte ich es verstehen sollen, dass Emma ihre gewohnte Umgebung brauchte, dass sie die Veränderung hasste? Und obwohl ich es wusste, habe ich mich stets benachteiligt gefühlt.

Aber ich hatte richtig gehandelt. Nie hatte ich mich besser gefühlt als an jenem Tag, als ich die Tür laut hinter mir zuknallte und wortlos wegging. »Nein, ich habe es nie verstanden«, hatte ich meiner Mutter damit sagen wollen. Ich konnte so weit zurückdenken, wie ich wollte, schon immer zog es mich von zu Hause weg.

Tränen liefen mir die Wangen hinunter. Was hätte ich jetzt dafür gegeben, zu Hause zu sein und unter Emmas Decke zu kriechen, an ihren Haaren zu riechen und einen letzten Gutenachtkuss von Mutter zu bekommen. Wie hatte ich nur so kalthertzig sein können? Nie zuvor in all den Jahren, die ich

weit weg von zu Hause mein Leben lebte, war mir der Gedanke gekommen, dass es nicht richtig war, was ich tat. Ich hatte es wohl schlicht verdrängt. Und wenn ich eines in den zehn Jahren geworden war, dann eine Meisterin im Verdrängen.

Heulend vergrub ich mein Gesicht im Kissen, das nach Chloroform, und versuchte, mich an den warmen Geruch meiner Schwester zu erinnern.

Am nächsten Morgen wachte ich durch das laute Klopfen an der Tür auf. Es war das Zimmermädchen. Erschrocken stellte ich fest, dass es bereits elf Uhr war, und machte mich auf den Weg nach Hause, nach Bear Isle.

* * *

Je weiter ich fuhr, desto dichter standen die Häuser und desto angespannter wurde ich. Überrascht stellte ich fest, dass sich in den letzten zehn Jahren auf Bear Isle nicht viel verändert hatte, bis ich plötzlich vor dem Haus meiner Kindheit ankam, das ich mit zwanzig Jahren verlassen hatte.

Reglos blieb ich bei laufendem Motor hinter dem Lenkrad sitzen, das ich immer noch fest umklammert hielt. Erst als am Ende des Songs im Radio die Stimme des Moderators erklang, löste ich mich aus meiner Starre und drehte den Zündschlüssel um.

Langsam ging ich die Stufen zur Veranda hoch. Es fühlte sich an wie früher. Als wäre ich gestern das letzte Mal hier gewesen. Als hätte ich gestern erst das Haus verlassen, um heute wieder zurückzukommen, als hätte ich erst vor wenigen Stunden meiner Mutter das letzte Mal zum Abschied »Bis später!« zugerufen. Aber es waren zehn Jahre vergangen, zehn Jahre, die mit einem Mal zu einem einzigen Tag zusammengeschrumpft waren. Es war das passiert, was ich nicht wahrhaben wollte. Sie hatte mich eingeholt. Die Vergangenheit.

Die letzte Stufe ließ ich aus und machte einen großen Schritt darüber. Sie hatte früher laut geknarrt, und wenn ich spät nach Hause gekommen war, hatte ich sie oft übersprungen, um nicht zu verraten, dass ich später als vereinbart dran war.

Instinktiv wollte ich in die Tasche greifen, um meinen Schlüssel hervorzuholen, als mir bewusst wurde, dass ich keinen mehr hatte. Zaghafte drückte ich auf den goldenen Knopf und hörte den vertrauten Klang der Glocke.

»Moment!«, kam es von drinnen, als sich auch schon die Tür öffnete und ich durch das Fliegengitter Mrs. Fairbanks im Türrahmen stehen sah.

»Ally«, war das Einzige, was sie zu mir sagte. »Ally.«

Vorsichtig zog ich das Fliegengitter auf, und schlagartig wurde mir bewusst, dass in diesem Haus nichts mehr wie früher war. Alles war anders, denn Mutter war gestorben.

Mrs. Fairbanks zog mich in den Flur.

»Ally«, wiederholte sie ein weiteres Mal und betrachtete mich.

»Wie schön du bist, du siehst aus wie deine Mutter.«

Ich versuchte ein Lächeln, das mir kläglich misslang.

»Wenn du deine Mutter noch einmal sehen möchtest, dann müssen wir rasch zur Kirche gehen.«

»Meine Mutter?«, wiederholte ich. Die plötzliche Hoffnung, dass ich Mutter sehen konnte, dass sie lebte, wich der genauso plötzlichen Erkenntnis, dass ich sie nur noch tot sehen konnte.

»Ich habe Pastor Jaffa gebeten, den Sarg noch nicht zu schließen. Aber morgen früh wird er es tun müssen«, sprudelte es aus ihr heraus.

»Müssen wir sofort los?«, fragte ich sie. »Wo ist Emma?«

»Emma schläft schon. Es war ein anstrengender Tag für sie. Wir lassen sie besser schlafen.«

»Alleine?«

»Alleine?«, wiederholte Mrs. Fairbanks beinahe entrüstet.

»Aber nein, Mr. Bellow wird kommen und aufpassen.«

»Mr. Bellow?« Ich kannte keinen Mr. Bellow.

Statt zu antworten, ging Mrs. Fairbanks zum Telefon.

Keine zwei Minuten später stand Mr. Bellow in der Tür. Er warf mir ein kurzes Hallo zu, die Hand, die er mir reichte, konnte ich nicht ergreifen, weil Mrs. Fairbanks mich schon aus dem Haus zog. Sie hatte meinen Unterarm fest gepackt. Ich verspürte den Drang, mich aus ihrem Griff zu befreien, aber das war nicht möglich. Fest drückte sie ihren Daumen in mein Fleisch, und ehe ich mich's versah, standen wir vor der Kirche, deren spitzer weißer Turm bedrohlich in den grauen Himmel ragte.

Endlich ließ sie meinen Arm los, ging vor mir die Stufen hinauf und rüttelte an der Tür.

Nichts tat sich. Sie war verriegelt.

Kurz darauf war aus dem Inneren der Kirche Gerassel zu hören, und die schwere Pforte öffnete sich.

»Guten Abend, Pastor Jaffa«, begann Mrs. Fairbanks und zog mich abermals am Arm, hinein in die Kirche.

»Das ist Ally, sie möchte ihre Mutter sehen.«

»Es tut mir sehr leid für Sie«, sagte der Pastor und reichte mir seine feuchte kleine Hand. Ich nickte und schluckte meine Beklemmung hinunter. Ich war nicht in der Lage, etwas zu sagen. Wir folgten ihm in die Kirche, in der ich schon als Kind jeden Sonntag die Messe besucht und oft ungläubig den Kopf geschüttelt hatte. Als Jugendliche weigerte ich mich häufig, meine kostbare Freizeit dort zu verbringen. Ich empfand es als vergeudete Zeit. Aber Emma hatte immer so lange gebettelt, bis ich schließlich doch mitgegangen war. Dennoch mochte ich die Kühle in der Kirche und glaubte, dass es im Sommer der einzige Ort war, in den die Mückenschwärme nicht vordringen konnten.

Der Kirchenraum lag dunkel vor uns und ließ nichts erkennen, nur am Geruch merkte man sofort, wo man sich befand. Weihrauch, warmes Kerzenwachs und Holz vermischten sich mit der Kühle zu einem unverkennbaren Duft, den es nur in Kirchen gab.

Langsam folgte ich dem Pastor in den angrenzenden, feierlich geschmückten Raum, an dessen Ende der Sarg aufgestellt war. Pastor Jaffa führte mich durch den schmalen Gang zwischen den Stuhlreihen. Langsam näherte ich mich den flackernden Lampen, die zu beiden Seiten des offenen Sarges aufgestellt waren und den Raum in ein gespenstisches Licht tauchten. Hohe Vasen, gefüllt mit langstieligen weißen Lilien, standen auf dem Boden. Ihr intensiver Duft stieg mir in die Nase. Auf einem kleinen Tisch stand ein großes Schwarzweißfoto meiner Mutter. Den Rahmen zierte eine kleine schwarze Schleife. Mit jedem Schritt, den ich mich näherte, wurde das Bild schärfer, nahm Kontur an. Bis ich wie ein Häufchen Elend vor ihr stand. Unaufhaltsam rannen mir die Tränen über die Wangen. Ich hatte keine Macht darüber und ließ es geschehen.

»Mama«, flüsterte ich.

Ihr ebenmäßiges Gesicht war wächsern und bleich. Ich hatte erwartet, Folgen des Autounfalls sehen zu müssen, aber dem war nicht so. Ihr Gesicht war makellos. Es schien mir, als würde ich in einen Spiegel schauen. Die Ähnlichkeit zwischen uns wurde mir auf schockierende Weise bewusst. Silberstreifen zogen sich durch ihr braunes, langes Haar – das einzige Anzeichen, dass sie gealtert war. Sie trug ein schlichtes weißes Sommerkleid, und mein erster Gedanke war, dass sie frieren könnte. Wer war nur auf die Idee gekommen, ihr dieses Kleid anzuziehen? Vorsichtig berührte ich ihre Wange. Sie war kalt. Was hatte ich anderes erwartet?

Mein Gesicht brannte vom Salz der Tränen, doch der körperli-

che Schmerz fühlte sich gut an und lenkte mich von meinem Kummer ab. Warum hatte ich mich nie bei ihr gemeldet, ihr gesagt, dass es mir gutging? Was hätte ich dafür gegeben, ein letztes Mal mit ihr sprechen zu können. Mit einem Mal wurde mir schlagartig bewusst, dass es dafür nun für immer zu spät war.

Ein Windzug ging durch die Kirche. Ich fröstelte und zog meine Strickjacke enger um den Körper. Dann drehte ich mich um und sah die kleine gedrungene Gestalt von Mrs. Fairbanks in der ersten Reihe sitzen.

»Sie sieht so unverletzt aus«, sagte ich zu ihr, als ich mich neben sie setzte.

»Sie hatte kaum äußere Verletzungen.« Dann erzählte sie von dem Unfall, der meine Mutter das Leben gekostet hatte. Sie war in der Allee in einen Baum gerast. Der Airbag hatte sich geöffnet, aber ihr Genick hatte dem Aufprall nicht standgehalten.

Der Pastor erlöste mich von dieser ausführlichen Schilderung. Wie schon früher hatte ich das Bedürfnis aufzustehen, so wie man es mir beigebracht hatte, um ihm meinen Respekt zu zeigen. Aber ich blieb sitzen.

»Möchten Sie noch etwas bleiben?«, fragte er und sah mich mitfühlend an.

Ich schüttelte den Kopf. Was nicht ehrlich war. Gerne wäre ich hier geblieben, hier bei meiner Mutter, den ganzen Abend bis zum nächsten Morgen. Nein, ich war nicht bereit, meine Mutter jetzt und für immer gehen zu lassen.

Mrs. Fairbanks legte behutsam ihre kleine faltige Hand auf meinen Arm. »Sie hat nicht leiden müssen. Sie war sofort tot.« Wieder konnte ich die Tränen nicht zurückhalten und begann hemmungslos zu schluchzen.

»Sie hat oft von dir gesprochen, Ally«, redete sie weiter auf mich ein. Kein Vorwurf lag in ihrer Stimme, warum ich mich

nie bei Mutter gemeldet hatte, und ich fragte mich, ob sie wohl wusste, warum ich Bear Isle verlassen hatte. Der Singsang ihrer alten krächzenden Stimme beruhigte mich, aber meine beschämenden Gedanken verschwanden nicht. Ich wusste selbst, dass es nicht richtig gewesen war, und hatte das Gefühl, es der alten Dame erklären zu müssen.

»Mrs. Fairbanks ...«, begann ich, wurde aber sogleich unterbrochen.

»Miss – Miss Fairbanks, du weißt doch, dass ich nie verheiratet war«, dabei sprach sie das Miss überdeutlich aus, und ich erinnerte mich daran, dass ich früher nur Miss zu ihr gesagt hatte.

»Es ist nur ... Ich habe meine Mutter so lange nicht gesehen. Ich bereue es aufrichtig, dass es nun zu spät ist. Ich ...« Wieder unterbrach sie mich.

»Ja, das ist traurig. Aber solche Dinge passieren. Leider. Manchmal ist es einfach zu spät, und man bekommt keine zweite Chance. Dann muss man versuchen, damit zu leben, Ally.«

Ihre offenen Worte taten weh. Schluchzend verbarg ich das Gesicht in den Händen.

»Komm, Ally, lass uns gehen. Ich habe das Bett in deinem alten Kinderzimmer hergerichtet. Morgen sieht alles ganz anders aus«, fügte sie tröstend hinzu und tätschelte meine Hand.

Wieder zog sie mich mit sich.

Morgen würde gar nichts besser sein. Morgen würde ich alles bei Licht betrachten müssen. Morgen würde ich mich der Vergangenheit stellen müssen.

Und morgen würde ich Emma sehen.

Ein Gefühl der Freude stieg in mir hoch. Meine Schwester Emma. Mit einem Mal bemerkte ich, wie sehr ich sie vermisst hatte.